

Vortrag SIK Zürich im Rahmen der Veranstaltungsreihe KunstRaumKunst Christoph Haerle

Oktober 1997

Hat sich Herr Heusser in seinen Ausführungen vorab mit den Fragen der Legimitation, der Aufgabe und den Instanzen, die sich mit Kunst beschäftigen auseinandergesetzt, so versuche ich in meinen Überlegungen mehr nach den Bedingungen zu fragen. Mich interessiert, was für Umstände erhöhen die Möglichkeit, dass Kunst im öffentlichen Raum Sinn macht. Was für Strukturen tragen dazu bei, dass ihr so häufig mit Ablehnung begegnet wird und was für Faktoren konkurrenzieren sie.

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

seit Beginn meiner beruflichen Tätigkeiten hat mich die Frage nach Öffentlichkeit, insbesondere die nach dem öffentlichen Raum beschäftigt. Einerseits wohl deshalb, weil meine Tätigkeit auf ein Publikum und somit auf Öffentlichkeit angewiesen ist und weil andererseits für mich das Erfahren von Öffentlichkeit und von öffentlichen Räumen immer auch Voraussetzung zur eigenen Wahrnehmung war. Es sind zum Teil weit zurückliegende Erfahrungen, bei denen sich mir öffentliche Räume als Erlebnisorte von Grossartigkeit, Vitalität aber auch einer speziellen Art von Geborgenheit und Aufgehobenheit eingeprägt haben. Heute sind es vermehrt Fragen, die ich mir zum öffentlichen Raum stelle, und nicht selten quält mich die Unfähigkeit, schlüssige Antworten zu finden. Da ich aufgefordert bin, mich zu diesem Thema zu äussern, werde ich das anhand von Beobachtungen und Gedankenansätzen tun, die fragend sind und Fragen offen lassen.

Ein wichtiges Element, das im öffentlichen Raum garantiert sein muss, ist die Möglichkeit, sich frei zu bewegen. Bewegungsmöglichkeit als Grundrecht, als Zeichen für Freiheit. Eine der härtesten von der Öffentlichkeit geschaffenen Form der Bestrafung ist der Entzug des Rechts, sich frei zu bewegen: Gefangenschaft als Freiheitsentzug. Dass die Freiheit zur Bewegung ein so hohes Gut ist, liegt wahrscheinlich in der Verschmelzung von physischen und psychischen Komponenten, die erst in ihrem Zusammenwirken die Tiefe und Inhaltlichkeit ausloten, die in diesem Ausdruck liegt. Nur schon die verschiedenen Anwendungsmöglichkeiten des Reflexivverbes tönen die Vieldeutigkeit im sprachlichen Gebrauch an: sich bewegen, sich zu etwas bewegen lassen, von etwas bewegt sein usw.

Ich vermute, dass die Einschränkung der physisch raumerfahrenden Bewegungsfreiheit eine Auswirkung auf die psychisch gedankliche Beweglichkeit hat. Das Ausloten und Durchschreiten von gebauten und gedachten Räumen ist Voraussetzung um zu verstehen und um weiter- oder neu zu denken. Oder zugespitzt ausgedrückt: nur wenn man quer gehen kann, kann man auch quer denken. Dass diese Möglichkeit zur

Grundsubstanz von gesellschaftlicher Lebendigkeit und Entwicklung gehört, scheint mir offensichtlich.

Sich frei zu bewegen braucht Raum, die Bewegung selbst Zeit. Der Anspruch auf Zeit unterscheidet den Begriff für mich auch von denjenigen der Mobilität und der Flexibilität. Die zwei letzteren tönen bei mir immer die Idee des Zeitsparens an. Obwohl Mobilität und Flexibilität fast zu Synonymen von Bewegungsfreiheit oder Freiheit überhaupt im umgangssprachlichen Sinn geworden sind, stehen sie vor allem auch als begriffliche Eckpfeiler des momentan dominierenden Systems eines Kapitalismus, der den Sinn dieser Begriffe verändert hat.

Steht Mobilität nicht für einen beinahe kriterienlosen Zwang zur Bewegung, als Garant für Wachstum, als Gegenbegriff zur Stagnation?

Heisst Flexibilität heute nicht auch kritiklose Bereitschaft zur Anpassung, oder wie soll man Ausdrücke wie flexibler Umgang mit Arbeitsplätzen und Produktionsstandorten verstehen?

Wie kommen solche Doppeldeutigkeiten zustande und was für Niederschläge zeitigen sie im öffentlichen Leben und im öffentlichen Raum?

Der Zwang zur individuellen Mobilität, hat den öffentlichen Raum zum Zirkulationsraum degradiert. Flexibilität wird heute von all denen verlangt, die für die Beibehaltung von Arbeit und Lohn gezwungen werden, Ort und Umfeld kommentarlos zu wechseln. Das hat zur Folge, dass öffentliches Leben erschwert wird oder nicht mehr entstehen und sich entwickeln kann. Die Dominanz des Marktes hat den Rückzug vieler Leute vom öffentlichen Leben ins Private zur Folge.

Deregulierung erhöht die Bewegungsfreiheit des sich immer stärker auf Wenige konzentrierenden Kapitals, fördert seine Anonymität und speisst eine Mehrheit mit Konsumerzeugnissen ab, so dass der Verlust der Erfahrung von öffentlichem Leben erst gar nicht mehr realisiert wird.

Am öffentlichen Leben nimmt man nicht mehr im öffentlichen Raum, sondern im privaten Raum teil. Die Welt auf dem Bildschirm repräsentiert den öffentlichen Raum und das öffentliche Leben. Ob Prinzessinnen heiraten oder zu Grabe getragen werden, Milliarden von Menschen nehmen via Bildschirm an diesen Ereignissen teil. Die mediale Mobilität bedingt aber die Immobilität der Konsumierenden. Ob ab Internet oder Fernseher, öffentliches Leben wird als Ware angeboten, abrufbar und austauschbar.

Ist der öffentliche Raum nicht mehr physisch erlebbar, ist er digitale Kulisse, nicht mehr aus Material, das sich der Zeit aussetzen kann, so ist er auch nicht mehr tragfähig genug, das zu beherbergen wofür er ursprünglich gedacht war, nämlich Ort zu sein für ein emanzipiertes Bewusstsein, dass die Gleichheit der Chancen und die Idee der Freiheit als Aufgabe und Ambition einer Gesellschaft verstanden werden sollen. Das ist, so denke ich, im weitesten Sinn ein politisches Bewusstsein.

Ich möchte nun aber nicht, dass Sie meinen, ich reite einen Feldzug gegen die digitale Medienwelt. Ich meine nur, dass wir nicht zulassen dürfen, dass diese Welt den öffentlichen Raum auf einen Konsumraum reduziert.

Der öffentliche Raum muss ein politischer Raum, Öffentlichkeit ein politischer Begriff bleiben. Die Ökonomie darf nicht über dem Politischen stehen, sonst wird die Lebenswelt auf die Konsumwelt reduziert. Sonst verliert das Nichtkonsumierbare seine Existenzberechtigung.

Hier, so denke ich, liegt nun auch eine zentrale Möglichkeit und Aufgabe der Kunst. Kunst im öffentlichen Raum muss für die Öffentlichkeit gedacht sein. Erwarten Sie nicht von mir, dass ich Ihnen sagen kann, was das für Kunst sein soll. Es liegt im Wesen der Kunst, dass sie sich immer wieder anders und nicht vorhersehbar formuliert. Aber es gibt Merkmale und Strategien, die Arbeiten im öffentlichen Raum gemeinsam sind und die sie auch unterscheiden von Arbeiten, auf die man problemlos verzichten könnte. Ich werde Ihnen anschliessend noch einige Beispiele zeigen, die illustrieren, was ich damit meine. Von zentraler Bedeutung ist sicherlich der Umgang mit dem Ort. Arbeiten, wie immer sie sich auch formulieren, müssen zur Identität des Ortes beitragen. Erst die Auseinandersetzung mit dem Ort garantiert eine Äusserungsform, die, sei sie nun affirmativ oder verweigernd, für die Öffentlichkeit Relevanz haben kann. Der Reduktion zur austauschbaren Ware wird so entgegengetreten und eine Intensität formuliert, die auch eine Rezeption rechtfertigt. Verheerend sind Aktionen wie die gegenwärtig im Bahnhof Stadelhofen inszenierte Kunstaktion mit Arbeiten von Bruno Weber.

Jedes einzelne Element ist mit einer kleinen Tafel versehen, die den Sponsor erwähnt, wodurch deutlich wird, dass der Umfang der Arbeit nur durch die Anzahl der aufgeführten Sponsorenadressen bedingt ist und mit dem Ausstellungsort rein gar nichts zu tun hat. Die enorm hohe städtebauliche und architektonische Qualität des Bahnhof Stadelhofen braucht so billige Werbeaktionen nicht.

Dies führt mich zu einem weiteren Stichwort, zu dem der Werbung. Werbung generell nimmt eine sehr zentrale Position im städtischen Alltagsbild ein und absorbiert einen grossen Teil unserer Wahrnehmungsenergien. Dass es ganz hervorragende, geistreiche, sowohl optisch wie auch sprachlich hochqualitative Werbung gibt, sei nicht in Abrede gestellt. Ich selber verfolge sie mit grossem Interesse und bin fasziniert von ihrer Kraft. Es kann aber nicht übersehen werden, dass die Werbung sehr viel öffentlichen Raum beansprucht und viele städtebaulich sensible Orte "plakativ" besetzt.

So wird öffentlicher Raum immer stärker zum indirekten Konsumraum und unsere Sinne, vor allem die Augen, einer ständigen Reizung ausgesetzt. Differenziertes Sehen oder Betrachten wird dadurch immer schwieriger.

Kunst im öffentlichen Raum ist auf die Bereitschaft der Öffentlichkeit ihr zu begegnen angewiesen. Es braucht Neugierde und Freiraum um zur Kenntnis zu nehmen, um wahr zu nehmen. Nur so ist eine Auseinandersetzung mit Unbekanntem, so noch nicht Gesehenem, Fremdem möglich. Öffentlicher Raum sollte solche Arten von Begegnung ermöglichen, ohne dass eine latente Erschöpfung durch optische Überreizung und ein konsumorientierter Bedeutungsverbleib uns gänzlich dominiert.

Andererseits ist es Aufgabe der Kunst, Strategien und Wege zu finden, sich im heutigen städtischen Kontext zu behaupten und mit den gegebenen Realitäten um zu gehen.

Abschliessend möchte ich Ihnen noch einige Beispiele von Arbeiten im öffentlichen Raum zeigen. Es sind Werke in denen Fragestellungen aufgegriffen werden, die mich interessieren und die den öffentlichen Raum in einer Art beanspruchen wie ich es möglich und spannend finde. Es sind nur einige wenige Beispiele und ich meine überhaupt nicht, dass damit das Feld der Möglichkeiten aufgespannt ist.

Als westseitige Begrenzung eines kleinen vergessenen Hofes, eines Hofes, der als Resultat einer Baulücke entstanden und von der Schule für Gestaltung als Kunsthof genutzt wird, steht eine Brandmauer, an der ein Werk von Lawrence Weiner angebracht ist (8). In roter Farbe und ruhiger Typographie sind auf Englisch und Deutsch Worte aufgeschrieben, die Bezüge herstellen, welche weit über den kleinen Ort hinausweisen.

AN DEN SEE	TO THE LAKE
AUF DEM SEE	ON THE LAKE
VON DEM SEE	FROM THE LAKE
AN DEM SEE	AT THE LAKE
GRENZEND AN DEN SEE	BORDERING THE LAKE

In vielem der Typologie von Fassaden als Werbeschriftträger verwandt, nimmt sich diese Arbeit vordergründig als erkennbares Kunstwerk zurück. Erst das Fehlen irgendeines Hinweises auf ein mögliches Produkt legt die Kanäle für ein anderes Verstehen frei: Absenz als Indiz für eine andere Form von Anwesenheit.

Noch weniger als Kunstwerk im oder in diesem speziellen Fall für den öffentlichen Raum erkennbar, ist der "Werkstattraum" von Fischli / Weiss (9). In einem Lagergebäude, direkt an der Hardturmstrasse ist der Ort dieser fiktiven Hobbywerkstatt. Eine immer abgeschlossene Türe mit einem grossen Glasfenster ermöglicht die Einsicht in eine, aus Schaumstoff geschnitzte, neonausgeleuchtete Bastlerwelt. Dachlatten, Plastikbecken, Schere, Telefon, Bierdosen, ein Kühlschrank, Notizpapier und vieles mehr, sind die Zeugen eines ganz persönlichen Fundus. Ein vielschichtiges Spiel von Öffentlich und Privat, von Zeigen und Vorenthalten, Erklären und Verschweigen findet statt. Diese Arbeit wurde leider mit dem Umzug der Kunsthalle ins Löwenbräuareal an diesen Ausstellungsort disloziert. Für mich hat sie dadurch ein Teil ihrer Kraft und Anarchie verloren. Die Idee, den Ort zu entdecken oder um diese öffentliche Heimlichkeit resp. heimliche Öffentlichkeit zu wissen, ging verloren.

Eine weitere Arbeit, die das Spiel von öffentlich und privat in wunderschöner Art thematisiert, ist Renée Levis Beitrag am Gebäude Klybeck-Dreirosen von den Architekten Morger & Degelo in Basel. Die strassenabgewandte Seite des Gebäudes ist auf einen grossen Hof orientiert. Wohn- resp. Schlafräume sind durch eine zweischichtige Glashaut zum Hof hin abgeschlossen. Die dadurch entstehende Zwischenzone kann als

südorientierter Zwischenklimabereich bezeichnet werden, der in konventioneller Form als Wintergarten genutzt werden kann. Die äussere Glashaut, im Fachjargon als Vorhangfassade bezeichnet, wurde von Renée Levy ganz genau als eine solche ausgebildet. Grosse, mit demselben Grundmotiv, aber unterschiedlich farbige Stoffbahnen, dienen als Vorhänge, als Sonnen- und Sichtschutzelemente. Durch das Schliessen der Vorhänge, wird Rückzug ins Private ausgedrückt. Gleichzeitig wird dadurch dem Stadtbild ein Kunstwerk gezeigt, das den Ort spezifisch prägt. Das sensible und lapidare Spiel von zeigen und verhüllen, von schützen und exponieren, greift viele Momente auf, die den Begriffen öffentlich und privat innewohnen.

Ein Ort und damit komme ich zum letzten Beispiel, wo Öffentlichkeit und Privatheit sich in spezieller Art berühren, ist der Friedhof. Mit dem Landschaftsarchitekturbüro Zulauf und Partner konnte ich ein Projekt realisieren, das zur Aufgabe hatte, das zukünftige Gemeinschaftsgrab auf dem Bremgartenfriedhof in Bern zu erstellen. Wohlgermerkt, ein Ort für ca. 6'000 Bestattungen.

Sind die Einzelgräber in der Nekropolis die Wohnungen oder Wohnhäuser, so ist das Gemeinschaftsgrab der Stadtplatz. Wichtigstes Anliegen war uns, den vorhandenen Ort in diesem Sinn umzugestalten. Umgestalten deshalb, weil das bis anhin vorhandene Gemeinschaftsgrab seinen Dienst erfüllt hatte, d. h. die Sammelurne war voll.

Unsere ersten Massnahmen waren, vorhandene Elemente, die dem Ort eine schwere Symbolik oder sogar Miefigkeit gaben zu entfernen. Dies soweit es die Denkmalpflege zulies. Weiter haben wir bestehende sekundäre Wege aufgehoben, Kleinbüsche und Immergrünpflanzen weggeräumt und so die Grösse des Areals und die Anordnung der Alleebäume, die das übergeordnete Wegnetz kennzeichnen, gestärkt. Den Ort für die Abdankungszeremonien haben wir umgestaltet in einen kleinen Platz, der nahtlos in ein grosses Rasenfeld übergeht, wo frei verstreut, ohne Kennzeichnung der Stelle, Urnenbeisetzungen stattfinden, die als Alternative zu den Sammelurnen angeboten werden.

Zwei Betonelemente sind so platziert, dass sie die Grösse des Areals einsichtig machen. Beide Elemente sind aus blau eingefärbtem Beton, der zusätzlich mit einem glanzstarken Siegel behandelt ist.

Das eine Element ist ein 12m langes Rohr, das auf die Erde gelegt ist. Das andere eine Wand, die gleichlang ist wie das Rohr und etwa die Höhe der Theke hat. Gemeint ist, dass man sich daran anlehnen oder aufstützen kann.

Beide Elemente bedeuten nichts spezielles, sind aber so ausgebildet, dass sie Träger von Bedeutungen und Assoziationen werden können. Sicherlich spielen Ideen und Gedanken zu Licht und Schatten, Spiegelung und Reflexion wie auch Leichtigkeit und Schwere eine Rolle. Generell haben wir versucht einen Ort zu gestalten, der grosszügig und offen sein soll, wo das freie Durchschreiten, das Sich-Begegnen oder Sich-Zurückziehen ebenso wie auch eine gewisse Heiterkeit möglich sein sollen.

Christoph Haerle Oktober 1997